



Tom Wolf

RABENSCHWARZ

Zepter und Mordio

PREUSSENKRIMI

berlin krimi verlag

Tom Wolf

Rabenschwarz

Zepter und Mordio

@book im
be.bra verlag

Die Handlungen dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit tatsächlichem Geschehen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

ebook im be.bra verlag, 2012

© der Originalausgabe:

berlin.krimi.verlag im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2002

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Gabriele Dietz, Berlin

Umschlag: Hauke Sturm, Berlin, unter Verwendung eines Ausschnitts des Gemäldes von Adolph Menzel »Literarische Soiree im Salon der Mme. Geoffrin im Jahre 1755« von Gabriel

Lemonnier, um 1770, bpk, Berlin

Gestaltung: Magde Blues, Berlin

ISBN 978-3-8393-6122-1 (epub)

ISBN 978-3-8393-6123-8 (pdf)

ISBN 978-3-89809-018-6 (print)

www.bebraverlag.de

DUBIUM INITIUM SAPIENTIAE

Dem Andenken meines Vaters, des Kriminalisten

Verzeichnis der historischen Personen und *fiktiven Hauptakteure*

Bellini, Carlotta – Opernsängerin

Bötzow, Franz – Bierbrauer

Chambois, Jean-Baptiste de – Generalregisseur der Steuerbehörde für Berlin

Saint-Claude, Davide de – Generalregisseur der Steuerbehörde für Magdeburg

Conrad (eig. Consag), Johann – Unterkoch und Gehilfe Honoré Langustiers

Friedrich II. – »der Große«: König »in« (später, ab 1772, »von«) Preußen

Gontard, Carl von – Baumeister Friedrichs II.

Heyden, Julia van der – Schwester des Nachfolgenden

Heyden, Julian Baron van der – Baumeister Friedrichs II.

Joyard, Emile – Erster Hofküchenmeister Friedrichs II.

Krebel, Karl Adam – Brauereibesitzer und Wirt des »Zepter«

Langustier, Honoré – Zweiter Hofküchenmeister Friedrichs II.

Legrange, Fernand – Berliner Steuerrevisor

Lully, Antonine de – Generalregisseur der Steuerbehörde für Pommern

Pernauld, Michèle – ehemaliger Generalregisseur in spe der Steuerbehörde für Berlin

Philippi, Karl Johann von – Polizeidirektor von Berlin

Quandt, Alexander von – Schwiegersohn Honoré Langustiers

Quandt, Marie von – Tochter Honoré Langustiers

Rahn, Major Ewald von – Polizeipräsident von Potsdam
*Rivière, Julien de la – Generalregisseur der Steuerbehörde für
Schlesien und Westpreußen*
Siedemann, Karl Ludwig – Packhofbeamter
Sprengel, Heinrich – Weinimporteur
Springnitz, Oberst Christian von – Fontänenmeister Friedrichs II.
Textor, Martin – Bäckerssohn
Textor, Martin d. Ä. – Bäcker und Heilkundiger
*Theden, Johann Anton von – Königlicher Generalchirurgicus und
Charité-Direktor*

In Frankreich, sagt' ich, verstehn sie das Ding besser.
Laurence Sterne: Tristram Shandy

Inhalt

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV

Kapitel XXVI

Historische Stichworte

I

Jean-Baptiste de Chambois, Generalregisseur der Berliner Steuerbehörde, trug einen schwarzen Seidenrock mit silbernen Tressen. Weiße, goldbestickte Hemdrüschen quollen aus dem von schwefelgelber Halsbinde und giftgrünem Kragen gebildeten Dreieck. Der korpulente Herr sah alles andere als ruhig und zufrieden aus. Geflissentlich übersah die Gastgeberin des Abends, die Opernsängerin Carlotta Bellini, seine keineswegs freundlichen Blicke. Die fahrigen Gesten, mit denen er seine Worte begleitete, die er an einen seiner Amtskollegen richtete, gemahnten jeden aufmerksamen Beobachter zur Vorsicht: Mit diesem Herrn war schwerlich zu scherzen. Der Baron von Stille neben ihm, welcher wortreich die gerade errungene Aufmerksamkeit der Bellini zu verteidigen suchte, schien dagegen die Harmlosigkeit selbst zu sein.

»Madame, ich will Ihnen ehrlich sagen, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper das größte Geschenk ist, das le bon dieu einem Menschen machen kann, und wenn man die Narrheiten mit ansehen muss, die manche Zeitgenossen ersinnen, sich unverschuldet, ohne von Krieg oder Selbsterhaltung getrieben zu sein, um selbige Gottesgabe zu bringen, dann möchte es einem scheinen, als sei den Menschen der Sinn um die wahren Werte des Lebens abhanden gekommen«, dozierte er gerade, aber Carlotta entschuldigte sich mit bedauernder Geste bei dem Schwerhörigen, der die Unart besaß, sein eigenes Übel auch bei den anderen zu vermuten und mit einer seinem zierlichen Äußeren ganz und gar nicht anstehenden Stentorstimme jede zwanglose Konversation in einen Exerzierplatzappell verwandelte. Rasch war die Schönheit der lautstarken Taubheit entronnen. Doch so sehr sich de Chambois auch reckte und in die rabenschwarze Brust warf, konnte er nicht

verhindern, dass sich die von ihm seit längerem angebetete Dame rasch in die andere Richtung entfernte.

»Er dauert mich, aber es währt nie lange, bis mein Wunsch, ihm zu entfliehen, unstillbar wird, soi-disant!«, meinte sie sotto-voce zur Gattin des Gerichtspräsidenten, die herzlich und irre darob zu kichern begann, wobei sie ihr Spizentüchlein als Deckmäntelchen vors Gesicht hielt, was der Baron mit verständnislosem Blick aus einiger Ferne verfolgte.

Die schöne Carlotta war von schlechtweg reizender Gestalt. Alle Vorzüge des Südens trug sie zur Schau: die junge Anmut im dunklen Auge, den geschmeidigen Mienenwechsel, dies lockende Lächeln. Ihr glockenheller Sopran war nur die Krönung eines barock ausstaffierten Schauspiels, eine Laune der Gottheit, ein akustisches Souvenir, das sich den Zuhörern angesichts des Augenschmauses nur desto unvergesslicher einprägte.

In ihrem Potsdamer Palais, zwischen Reitstall und Lustgarten gelegen, fanden regelmäßig kleine Feste und Soupers statt – so auch am Abend dieses 29. Juni 1766, eines Sonntags, nach der Aufführung des Graunschen »Phaetons« im Theater des Stadtschlosses. Carlotta Bellini hatte in diesem sonst blutleeren Stück mit berückender Grazie die jugendlich-muntere Liebhaberin des Titelhelden verkörpert, der seine Braut aus Machtstreben um einer Königstochter willen verließ, nach immer höheren Zielen strebte und sich gar rüstete, mit dem Sonnenwagen die Welt zu umrunden. Erst Jupiters Blitz und Donner beendeten seinen Hochmut. Auserlesene Musik, Geschicklichkeit der Akteure, wohl ausgedachte Ballette und vortreffliche Dekorationen hatten die mangelnde Handlung im Stück kaschiert, und nur um die schwarzen Locken der Carlotta oder ihr hinreißend soutachiertes Decolleté zu sehen, hätte man weitaus geringere Bühnenwerke zur Aufführung bringen und allen Schauspielern vollends stumme Rollen zuweisen können.

Selbst Carlottas Launen mehrten die Lebhaftigkeit der Gesellschaft. Bald schweiften sie in gefälligen Spielen jugendlicher Munterkeit aus, bald verwickelte und verwirrte sie mit einem Witze alle Anwesenden untereinander, bald stimmte sie jeden zu Ernst und Schwärmerei und schien doch immer gleichviel zu geben oder zu nehmen, um endlich dem Erwählten der jeweiligen Epoche ihres triumphalen, unbeirrbaren Lebens desto freier anzuhängen.

Wie bei allen Abendgesellschaften in ihrem Haus nahte der Punkt, an dem die schöne Carlotta eine ihrer Lieblingsarien zu Gehör zu bringen gedachte, wofür im großen Saal ein vom König geliehenes Kammerorchester Aufstellung bezogen hatte. Zwanglos plaudernd füllten die etwa fünfzig Gäste den exorbitant dekorierten Raum und freuten sich, vom allerletzten Spargel des Jahres und einer Bernaiser Sauce nach Art des Zweiten Hofküchenmeisters Sr. Königlichen Majestät bereits rundum beglückt, auf die süße Gesangsnachspeise, die ihnen so gut wie sicher war.

Unter den versammelten Potsdamer Sommitäten hatte die Riege der Generalregisseure der neuen königlichen Steueradministration Platz genommen. Neben Chambois waren dies Julien de la Rivière, der als engster Vertrauter des Königs in Finanzfragen galt und für die Provinzen Schlesien und Westpreußen zuständig war, der Pommernsche Statthalter Antonine de Lully und Davide de Saint-Claude, dem Magdeburg anvertraut war. Am Morgen hatte ihnen der König ihr neues Berliner Hauptquartier übergeben, und sie waren dem Monarchen auf dem eiligen Rückweg in seine Residenz Potsdam gefolgt, um im Schlösschen Sans Souci den königlichen Segen für ihre Aufgaben zu erhalten. Auch verband sie mit der Hausherrin ein noch nicht weit zurückliegendes trauriges Kapitel ihrer beruflichen Karriere: Carlottas bei einem unglücklichen Treppensturz getöteter letzter Liebhaber, Michèle Pernauld, hätte eigentlich der Fünfte in ihrem Bund sein sollen.

Die schöne Bellini besaß allerdings die beneidenswerte Gabe aller echten Mimen und großen Künstler, sich über persönliche Verluste mit Arbeit und selbstschützender Ignoranz hinwegzusetzen. Daher hatte sie, obwohl Pernauld kaum zwei Monate unter der Erde war, bereits einen neuen Bewunderer und Bewerber um ihre Gunst erhört, von dem man es am allerwenigsten erwartet hätte – den königlichen Landbaumeister Julian van der Heyden. Übel meinende Stimmen unterstellten ihr deswegen Gefühlskälte und schimpften sie eine verworfene Buhlerin oder Hetäre, aber die Schnelllebigkeit war ein so tiefer und gewöhnlicher Bestandteil ihres Wesens und für sie selbst in keiner Weise anrühig, dass solche Anwürfe nichts anderes als Achselzucken bei ihr auslösten. Der Landbaumeister dagegen schwebte, von ihrer Gunst getragen, in zu hohen Regionen, um von

diesen Bezeichnungen oder von den ihr angehefteten Spottnamen Notiz zu nehmen.

Carlotta kam in den Saal und begab sich zum rechteckigen Tafelklavier, an dem der Kapellmeister Bach, drei Violinisten und ein Flötenspieler bereits Platz genommen hatten und auf ihr Zeichen warteten. Ihre Augen suchten van der Heyden, doch sie fanden ihn nirgends. Sie wurde nervös, denn die Gäste schienen im Anschluss an das opulente Mahl das Bedürfnis nach Bewegung zu verspüren. Lebhaft bewegten sich die Sprechwerkzeuge. Der ihr nicht eben sympathische, korpulente Jean-Baptiste de Chambois, der sich seit Pernauids Unfall vergebens um sie bemühte, unterhielt sich auf eine besonders auffällige und rücksichtslose Weise mit seinem Kollegen de Lully, weshalb sie nun, die Gedanken an den geliebten und schmerzhaft vermissten Julian unter Groll zurückdrängend, die Arie der Euridike aus Grauns »L'Orfeo« anstimmte, und sei es auch nur, damit die Unverschämten an ihre Anwesenheit erinnert und endlich stillschweigen würden.

Julian van der Heyden hatte keine Zeit mehr gefunden, sich von ihr und der Gesellschaft ordentlich zu verabschieden, denn die schriftliche Nachricht, die ihm ein Leihbedienter der Carlotta überbracht hatte, war zu ungeheuerlich, als dass er es sich hätte erlauben dürfen, einen Augenblick zu zögern. »Es brennt auf der Baustelle! Kommt, so rasch Ihr könnt!«

Der Diener hatte ihm nicht sagen können, wer der Bote gewesen war, denn er hatte den Mann nie zuvor gesehen. Er habe eine alte, verstaubte Uniform getragen, sei also wahrscheinlich einer der Invaliden vom Bau gewesen. Van der Heyden blieb keine andere Wahl, als sich selbst von der Wahrhaftigkeit und Dringlichkeit der Botschaft zu überzeugen.

Von dunklen Befürchtungen angespornt, das langjährige Werk könnte in der Tat Schaden nehmen oder gar völlig zerstört werden, ritt der Baumeister am Park von Sans Souci entlang, vorbei an seinem Wohnhaus, den Ökonomieweg auf das Neue königliche Palais zu. Das Chinesische Teehaus und die aufgelassene Kunstmühle der Fontainen zog vorüber. Er trieb sein Pferd zum Äußersten an, still betend, dass es ihm noch gelänge, Schlimmes zu verhindern.

Der Mond irrlichterte hinter Wolkenfetzen und die schneeweißen Marmorfiguren der runden Kolonnade schienen gespenstisch durch die dicht belaubten Bäume und Gebüsch aus dem Rehgarten herüber. Ängstlich äugte er nach vorn, um vielleicht den Widerschein des Feuers schon ausmachen und auf die zu erwartenden Schäden schließen zu können. Doch nichts zeigte sich.

Als er vor den Torso des neuen Palastes kam, fühlte er sich ordentlich genasführt: Kein Flammenschein war zu sehen, alles wirkte im Gegenteil so, wie er es am Nachmittag verlassen. Keine Bewachung weit und breit. Er zog seinen Generalschlüssel und wollte das Hauptportal aufschließen, doch die Tür war bereits offen. Vorsichtig tastete er sich über die breiten Treppen in den Marmorsaal hinauf, stieß mehrfach gegen mitten im Weg aufgestapelte Mörtelsäcke und stürzte beim Vortappen in nahezu völliger Dunkelheit über einen quer liegenden Bretterstapel. Der Lärm hallte in den hohen, leeren Gewölben. Keine Menschenseele ließ sich blicken, selbst auf sein lautes Rufen hin rührte sich nichts in dem nun zu fast zwei Dritteln fertigen Gebäude. Der Mondschein quoll trüb durch die hohen Fenster, eine Fledermaus schien sich in endloser Reprise um den halb bestückten Kronleuchter des größten der 200 Schlossräume zu bewegen, da sie keinen Ausweg mehr fand.

Van der Heyden sah in der schummerigen Beleuchtung nur wenig vom Paradesaal. Die Deckenbemalung bekam bei diesem Licht ein gespenstisches Eigenleben. Versonnen schaute er auf die weißen Wolken, die wie Geisterschiffe wirkten, auf denen sich eine nächtliche Besatzung zur Ausfahrt eingefunden hatte.

Eine Bewegung an der linken Seitenwand ließ ihn abrupt verharren. Deutlich war das Knirschen von Schritten auf dem noch überall verstreut liegenden Bausand zu vernehmen. Das Geräusch erstarb erst, als er selbst bereits einen Moment lang stehen geblieben war. Van der Heydens Augen suchten die Finsternis zu durchdringen. In der Richtung, aus der das Scharren gekommen war, konnte er Holzbohlen erkennen, die an der Wand lehnten. Mochte sich jemand hinter ihnen verbergen, so war es nun an der Zeit, dieses unzeitige Versteckspiel zu beenden.

»Meister, seid Ihr das? Ich bitte herzlich, zeigt Euch! Es soll hier irgendwo brennen, aber ich sehe nichts davon? Ist es anderswo? So sprecht!«

Er war den Bohlen auf wenige Schritte nahe gekommen, als sich ein Schatten von der Wand löste. Wie zum schlagenden Beweis, dass doch etwas brannte, flammte der Blitz einer Schusswaffe auf und ein höllischer Knall dröhnte im Gewölbe des Saales: Kalk rieselte von der hohen Decke, feiner Gipsstaub wehte herunter. Vom Donner gerührt stand der Baumeister.

»Seid Ihr irre, was wollt Ihr damit bezwecken? Ihr könnt mir nicht drohen, das verfängt nicht bei mir. Euer Schicksal ist bedauerlich, doch Euer einflussreicher Freund wird es schon erträglicher zu gestalten wissen. Bestellt ihm, dass ich, wenn er nicht ein weiteres Mal ...«

Die Gestalt vor ihm hob die andere Hand, in der sich eine weitere geladene Pistole befand. Es knallte wieder. Kurz waren die beiden ungleichen Akteure in Pulverdampf und Blitzlicht schemenhaft zu erkennen. Dann sank, von Dunkelheit erneut umfungen, der Baumeister vor seinem Gegenüber in die Knie.

Johann Conrad näherte sich dem Tor in der Berliner Akzisemauer mit gemischten Gefühlen. Die große Stadt lag nun greifbar vor ihm. Eine Woche hatte er sich, aus Cottbus kommend, mit seinem kleinen Köfferchen weitergequält, meistens zu Fuß, es sei denn, er fand hie und da einen mitleidigen Bauern, der ihn ein Stück Wegs auf dem Fuhrwerk aufsitzen ließ. Eigentlich hätte er vor Freude jubeln müssen, es geschafft zu haben: endlich da!

Doch er hatte über Berlin auf seiner Reise so viel Widersprüchliches gehört, dass er nicht mehr wusste, ob er überhaupt froh sein sollte. Die Metropole war längst nicht mehr, wie in den ersten Jahren der Regierung des großen Königs, das musenverwöhnte Spree-Athen, in dem alles Volk trunken in einem Sinnentaumel schwebte, den die schönen Künste und die sprießenden Wissenschaften anfachten. Nach drei harten Kriegen mit Österreich wehte hier ein kalter Wind. Der König war alt und hart geworden. Einige nannten ihn schlimmer als seinen Vater, den Soldatenkönig. Er hatte seinen Staat in festem Griff. In Berlin war er ungerne, seine Frau auf Schönhausen sah er nur selten, nie empfing er sie in Sans Souci. Als er aus dem Siebenjährigen Krieg heimgekehrt war, hatten die Einwohner Berlins

am falschen Tor auf ihn gewartet. Er verabscheute den Rummel und war klammheimlich an anderer Stelle in die Stadt eingezogen.

Die Soldaten, die Conrad neben Schlagbaum und Wachhäuschen erwarteten, machten auf ihn keinen sehr einladenden Eindruck. Weiße Hosen, türkise Jacke, gleichfarbiges Tschako, x-förmige breite, weiße Hosenträger, rot-weißer Kragen, rote Ärmelmanschetten, das Gewehr mit Bajonett locker geschultert, einen Schnauzer im schmalen Gesicht, sechs Paar goldene Knöpfe vor Bauch und Brust. Einer der Soldaten, ein Unteroffizier des Infanterieregiments von Möllendorff, das auf der Friedrichsstadt lag, trat auf ihn zu und fragte höflich:

»Wie ist Ihr Name, Monsieur?«

»Ich heiße Johann Conrad, mein Herr.«

»Sie sind welchen Standes und Berufes und kommen woher?«

»Aus Cottbus komme ich, bin einfacher Bürger und Koch.«

»Zu welchem Behufe kommen Sie nach Berlin, Monsieur Conrad?«

»Ich möchte dahier meinen Beruf weiter ausüben.«

»Gedenken also, nicht nur durchzureisen, sondern ansässig zu werden?«

»Ja, mein Herr.«

Der Soldat bat ihn an der schwarz-weiß bemalten Schranke vorbei zum Torhaus, wo der Torschreiber seiner harrte. Der Mann im dunkelbraunen Rock stand vor einem Holzpult, tunkte seinen Gänsekiel in ein Tintenfass, zog ein Formular aus der Lade, legte es auf die Schreibplatte und notierte die bisherigen Angaben sauber und ohne mit der Feder zu kratzen nach dem Diktat des Offiziers. Dieser erkundigte sich weiter:

»Wissen Sie bereits, wo Sie Wohnung nehmen, Monsieur Conrad?«

»Nein. Ich hoffe, für den Übergang eine günstige Unterkunft in einem Gasthofe zu finden, bis ich mein Gewerbe ordentlich betreiben kann.«

Der Offizier sagte:

»Se. Königliche Majestät haben die hiesigen Logements in drei Kategorien geteilt, so dass ich Euch bitte, mir anzugeben, in welcher Kategorie Ihr unterzukommen hofft.«

Conrad erkundigte sich bänglich nach den Annehmlichkeiten der untersten dieser Kategorien und erhielt den Bescheid:

»Übernachtung in einer Schlafsaal zu mehreren nach hinten raus, des Morgens Kaffee und eine Schrippe – sechs Groschen. Mittagessen für drei Groschen.«

Conrad schickte sich für den Moment in die Aussicht, es derart bescheiden angehen zu lassen. Der Torschreiber malte eine 3 in das vorgesehene Feld auf dem Zettel. Dann bat er Conrad mittels eines Knurrens und eines Fingerzeigs um eine Unterschrift, wozu er ihm widerwillig seine geheiligte Feder überließ. Schließlich setzte er unter den schön gedruckten und hübsch ausgefüllten Zettel einen gewaltigen blauen Stempel mit Schwingen rührendem Adler und legte ihn zu einer Reihe anderer, die später zur Schlosswache geschickt werden würden, die ihren Inhalt in ein Buch übertrug und die Zettel zum Gouverneur und dann zum Kommandanten brachte. Dieser erhielt am Morgen und am Abend je einen Hauptrapport über die Zettel, den er unterschrieben und versiegelt dem Kapitän der Schlosswache übergab, welcher ihn an den König weiterleitete, sofern dieser in der Stadt war. War er indessen, wie meistens im Sommer, in Potsdam, wurde der Rapport jeden Abend an Se. Königliche Majestät dorthin abgesandt. So würde der König denn auch über diesen Ankömmling baldmöglichst, nämlich am folgenden Morgen, Bescheid erfahren.

Der Offizier setzte zu einer moderaten Erklärung an:

»Monsieur Conrad – ich muss Sie nun, da Sie beabsichtigen, in der Stadt zu verbleiben, mit Ihrer Bagage, die ich dieserhalben pro forma veraplombiere, an den königlichen Packhof hinter dem Lustgarten beim Schloss adressieren. Ich bitte Sie, diesen Weg gleich zu tun, weil die Torlisten abends mit den Packhoflisten abgeglichen werden. Sie laufen beim Zuwiderhandeln Gefahr, von den aufmerksamen Wachen in der Stadt aufgespürt und arretiert zu werden, sobald Sie eine Herberge der Ihnen bestimmten Kategorie aufgesucht haben. Es ist nur eine Formalität, Sie können darob beruhigt sein. Es sei denn, Sie schmuggeln Seife oder haben verschlossene Briefe bei sich?«

Conrad war leicht erschrocken über diese seltsamen Anstalten und Umstände, die hier gemacht wurden, atmete dann aber wieder auf. Weder Seife noch verschlossene Briefe befanden sich in seinem Sack. Nur seine Geldrolle und ein paar Kleider waren darin. Eigentlich

hatte er sich gleich zu einem Gasthof begeben und dort zur Ruhe legen wollen, doch vorher würde er auch noch diesen vermaledeiten Packhof aufsuchen.

Der Offizier erklärte ihm den Weg, dann wandte er sich um und besetzte wieder seinen Posten an der Schranke. Der Torschreiber döste weiter in seinem Häuschen. Conrad schritt erlahmenden, lustlosen, Staub aufwirbelnden Schrittes in die Metropole hinein.

II

Hastige Instruktionen ertönten, Kommandos wurden gebrüllt, gröbste Unordnung beseitigt, notdürftige Wege durch den Rohbau des Neuen Palais am äußersten Ende des Parkes von Sans Souci in Potsdam gebahnt. Blitzschnell hatte sich die Meldung bis in den verborgensten Winkel der Baustelle verbreitet: »Der König kommt!« Schon betrat der Monarch den grottierten unteren Saal des halb fertigen Mittelrisalits. Der Freiherr von Hünitz, der Flügeladjutant von Krockow sowie der Kammerdiener Karl folgten hinterdrein in geziemendem Abstand, stocksteif wie übergroße Seepferdchen. Der König machte sich flugs ein Bild der Lage. Dann ertönte die sonore Stimme des kleinen Mannes im blauen Rock und füllte die riesige künstliche Höhle:

»Arbeiten sie nur munter fort, Messieurs! Lassen Sie Ihnen nicht stören! Bloß immer geschwinde vorwärts, wie bei der Attaque! Jetzt muss hier wieder ein frischer Wind herein kommen – wo das Haupthemmnis beseitigt seindt!«

Jedem, der dies hörte, war klar, dass der Regent damit auf den vor Tagen verschwundenen und jetzt in Abwesenheit entlassenen Baron und Landbaumeister van der Heyden anspielte. Die Bauleute zogen ehrerbietig die Hüte vor Sr. Königlichen Majestät, bereuten es aber sogleich: Mit barschen Tönen und bösem Blick wies der kleine Mann sie zurecht. Sputen sollten sie sich und nicht durch Höflichkeiten seine kostbare Zeit verschwenden!

Gerade wurden die haushohen Wände des Prachtgelasses mit Muschelschalen, Schneckengehäusen und Mineralstufen verziert, was den Männern recht munter von der Hand ging, da ihnen diese Art von Maurerei weit größeres Vergnügen bereitete als das Auftürmen und Verspachteln von armseligen Backsteinen oder

Kalktrümmern. Die gewaltigen Quarzkristalle etwa sprachen an Größe und Schönheit selbst den achtbaren Exponaten der königlichen Akademie der Wissenschaften Hohn. Aus allen Provinzen stammten die glitzernden, vielfarbigen Bodenschätze und legten beredtes Zeugnis ab von der puren Schöpfungslust Gottes und der Macht des Preußenkönigs über die Natur. Friedrich Anton Freiherr von Hünitz, Chef des preußischen Berg- und Hüttendepartements, hatte persönlich dafür Sorge getragen, dass nur die besten Stücke aus Sr. Königlichen Majestät Bergwerken und Steinbrüchen nach Potsdam abgingen. Jetzt trat er neben den Monarchen und wies auf eine Kiste mit noch unverbauten Schätzen.

Geduldig ließ sich der Bauherr den Unterschied der rhombischen und triklinischen Kristallbildung bei der Pechblende erklären und dankte schließlich seinem beflissenen mineralogischen Instruktor mit artigen Worten. Sie stiegen im Gebirge dieses Hauses weiter nach oben.

Ein Stockwerk höher war ein Marmorsaal von so gewaltigen Ausmaßen entstanden, dass es jedem Betrachter die Sprache verschlug. Die mit farbig inkrustierten, polierten Steinen ausgelegte Halle nahm die ganze Breite des Mittelrisalits ein und blähte sich zwei Etagen hoch. Nach dem dritten Krieg um das unselige Schlesien war das Gaffen und Staunen jedes Eintretenden genau der Effekt, den der Monarch mit seinem Bauwerk bezweckte. Dieses Schloss war Blendwerk, eine Prahlerei in Stein. Es sollte zum Ausdruck bringen: Seht her – Preußen liegt nicht siegreich am Boden, ganz im Gegenteil! Hielt man sich die rohen und aus reinem Vernichtungswillen geschehenen Verwüstungen im geschlagenen Königreich Sachsen vor Augen, die allein auf des Königs Befehl hin geschehen waren, so bekam diese Fanfaronade einen grotesken, verwerflichen und verzweifelten Beigeschmack. Was mit der Zerstörung der Brühlschen Besitzungen in Pirna begonnen und in barbarischer Brandschatzung und Vandalismus in Parks und Gärten in Dresden gegipfelt hatte, fand hier ein tragikomisches Ende. Der Bau, dessen Schauseite selbst den Escorial um zwei Lachter an Länge übertraf, war vollendeter Ausdruck der preußischen Misere. So waren die Handwerker, die hier schufteten, samt und sonders Kriegsversehrte, die für einen Hungersold das Denkmal der

scheinbaren Größe ihres Königs und ihres Landes errichteten. Preußens Kassen waren leer.

Nicht im Traum aber dachte der Erbauer daran, in diesem kalten Klotz von Palais mehr Zeit als nötig zu verbringen. Im Sommer gab es für ihn nur einen dauernden Aufenthaltsort, und das war und blieb Sans Souci. Der Monarch hatte sich die ersten fertig werdenden Zimmer an der Südspitze des Neuen Palais allein deshalb notdürftig einrichten lassen, um von dort aus die Arbeiten gelegentlich überwachen und seine widerspenstigen Baumeister unter ständiger Kontrolle halten zu können. Die hinterste Ecke in seiner nominellen »Wohntage«, an einem der hohen Fenster mit Blick auf den Schlossvorplatz, hatte er sich als Sitz- und Schreibplatz gewählt. Es schien im ganzen Riesenhaus der einzige Ort ohne störende Zugluft zu sein, obwohl die Türen auf seine Anordnung hin versetzt angebracht worden waren. Die Ausstattung der Räume war alles andere als puristisch. Ein vollendet eingerichtetes Galerievorzimmer enthielt neben herrlichen Möbeln des genialen Kunstschreiners Kambly sechzig in Meißen erbeutete Schneeballvasen des großen Kaendler. Im sämtlichen Zimmern hingen Kronleuchter aus Porzellan, Bergkristall oder aus Kristallglas preußischer Produktion.

Drei Millionen Taler steckten bereits im Rohbau. Die innere Ausschmückung mit Seidentapeten, Silber- und Goldstuck, Möbeln sowie die äußere Verzierung durch fünfhundert Bildsäulen würden weitere, kaum zu beziffernde Mittel erfordern. Wäre sein ökonomisch denkender einstiger Schatullenverwalter Fredersdorf noch am Leben gewesen, so hätte ihn dieses preußische Versailles garantiert in Gram und Grab getrieben. Nun hatte der König immerhin, um die Löcher in der Kasse zu stopfen, fähige französische Steuerbeamte ins Land geholt.

Der Bauherr wandte sich an Wilhelm Meister, den katzbuckelnden, einäugigen Polier, der sich verloren neben seiner Herrschaft einhergestohlen hatte.

»Meister, weiß er was Neues vom abgängigen Baron? Und wo seindt die jüngsten Anschläge vorgefallen?«

Der Angesprochene zerfieselte fast seinen Filzhut vor Nervosität, während er aus schwer auffindbaren Worten eine Antwort

zusammenklaubte:

»Halten zu Gnaden, Eure Königliche Majestät, aber vom Verbleib des Barons und Landbaumeisters van der Heyden ist mir nichts weiter zu Ohren gekommen. Er hat sich nirgends blicken lassen, obwohl wir durchaus Acht gegeben. Wir haben den Bau gut im Auge behalten, wie Eure Königliche Majestät es vorgeschrieben, und doch ist wieder etwas Unerfreuliches passiert. Wie ich heut früh hereingekommen, hab ich durch Zufall die frischen Sägespuren an den Stützen zu denen Gerüsten bemerkt. Zum Glück, denn wer weiß, was sonst ...«

Er bewog den Regenten, ihm durch ein Spalier aus Rundhölzern zu folgen, und deutete auf mehrere angesägte Streben. Es ließ sich leicht voraussehen, was geschehen würde, wenn ein ausgewachsener Mann mit Steinen, Mörtel oder Farbe achtlos das Gerüst beträte. Die Miene des Königs nahm furchterregende Züge an. Er fauchte:

»Hier seindt impertinente Saboteurs gegen mir am Werke! Möchte wetten, dass der Baron hinter diesen Teufeleien steckt! Bring er das schnell in die Reihe und lass er ab sofort die Baustelle auch des Nachts bewachen. Jeden Morgen vor Baubeginn richte er sein Augenmerk auf das Stützgehölz und alle sonst gefährdete Parts, damit wir keine weiteren schlimmen Verzögerungen erleiden. Ich ziehe ihm sonst für alle mutwillige Retardationen etwas Strafgeld vom Lohne ab. Höre er mir!«

Der gemäßregelte Polier ward in Staub und Schmutz zurückgelassen. Vergeblich hatte er auf ein Wort der Anerkennung gehofft. Über diesem Bau lag ein Fluch, das galt ihm jetzt für sicherer denn zuvor. Unter Stoßgebeten versuchte er seinen demolierten Hut wieder in Form zu bringen.

Hätte er die Geschichte des alten Karle anführen sollen, als der Monarch ihn nach van der Heyden fragte? Karle schwor Stein und Bein, den Baron am frühen ersten Juli, blass wie eine Leiche, in der Eisgrube am Höneberg gesehen zu haben. Es hätte ihn so gegraust, dass er herausgekraucht und davongerannt wäre wie von der Tarantel gestochen. Doch wie sie dann vereint Nachsuche gehalten hatten, waren nur die Bierkannen zu finden gewesen, die sich der Karle in der Eisgrube kühlte. Ausgelacht hatte er deswegen gehört, sonst gar nichts. Was hätte sich wohl ein Mann wie der Baron in diesem frostigen Stollen verbergen sollen? Er war verschwunden,

nur soviel war sicher. Nach Tagen des grundlosen Ausbleibens hatte ihn der König vom Dienst suspendiert und wegen des Verdachts auf Veruntreuung von Baugeldern zur Fahndung ausgeschrieben.

Nördlich von Schloss Sans Souci, über der grasbestandenen Flanke des Heine-, Heinken-, Hühner-, Hünen-, Heune- oder Hönebergs flimmerte die Juliluft. Nach etlichen Tagen des Dauerregens und vergleichsweise kühlen Temperaturen schien zum ersten Mal wieder die Sonne. Eine breite Schneise machte den Blick vom Weinberg frei auf einige antik wirkende künstliche Ruinen. Ein Pulk Arbeiter schippte in der sengend gewordenen Hitze. Viehbremsen plagten die Arbeiter, während sie einen schmalen Graben Meter für Meter durch die steinige, aber vom Regen gelockerte Erde nach oben vorantrieben. Der Schatten der großen Bäume am Waldrand war unerreichbar weit entfernt, und nichts auf der Brache spendete Linderung, außer dem Graben selbst, aus dem es erdig roch und frisch. Sehnsüchtig schauten die Grabenden in die Richtung der nahen Bergkuppe, wo ein gewaltiges Bassin mit 150 Fuß Durchmesser darauf wartete, das in ihm befindliche Wasser in die neue Rohrleitung zu ergießen. 155 500 preußische Kubikfuß fasste es, wenn es, wie jetzt, zur Gänze gefüllt war. Im Abstand von ein paar Fuhrwerkslängen folgte ihnen ein zweiter Bautrupp, der mit großer Sorgfalt ellenlange Bleirohrabschnitte aneinander fügte und die Verbindungen mit gefetteten Hanffasern abdichtete.

Die ganze Anlage war großzügig angelegt. Durch den Höhenunterschied zwischen der Spitze des Hönebergs und der untersten Terrasse des Weinbergs von Sans Souci sollte sich der nötige Druck aufbauen, um die inzwischen zahlreichen Wasserspiele des Parks in quellenden, sprudelnden oder hoch aufschießenden Betrieb zu bringen. Ein Berliner Bühnenbildner hatte in freier Korrektur der Knobelsdorffschen Entwürfe 1748 eine Ruinenstaffage um das im gleichen Jahr gebaute Wasserbecken errichten lassen, damit das rein Garstige der technischen Anlage verdeckt und ästhetisiert würde. Die bewusst schludrig gemauerten Trümmer sollten die Reste eines römischen Amphitheaters abbilden, zu denen das Reservoir gleichsam die Arena für die Vorführung von Naumachien abgab. Zumindest so weit hatte sich die Sache anfangs überaus gedeihlich entwickelt.

Nun aber war zu befürchten, dass aus dem Ruinen vorstellenden Mauerwerk bald wirkliche Ruinen entstanden sein würden. Der Mörtel bröckelte schon aus den vom Frost gesprengten Fugen. Was das für die Fontänenanlage schwer verzichtbare Wasser betraf, war in den zurückliegenden achtzehn Jahren ein Trauerspiel dem anderen gefolgt. Der holländische Kastellan Boumann, ursprünglich mit der Ausführung des Baus betraut, hatte sich einen unfähigen Landsmann namens Heintze als Compagnon hinzugeholt. Nur mit einem dilettantisch abgezeichneten Kupferstich des Engländers Richolls im Gepäck, auf dem zu sehen war, wie man »mittelst Feuer und der durch siedendes Wasser aufgelösten Dünste anderes Wasser ... heben und auf höher gelegene Punkte zu fördern im Stande ist«, kam dieser Mann zum König und gab sich für ein Genie des Fontänenbaues aus. Ein 325 Ruten langer und drei Ruten breiter Kanal – der Schafgraben – wurde ausgestochen und am Südrand des Fasanengartens beim Hofgärtnerhaus eine Windmühle mit Wasserpumpgestänge errichtet. Im Pump- und Saugbetrieb sollte sie Wasser auf den Höneberg ins Reservoir pumpen. Aber die hölzernen Rohre, die hinaufführten, platzten bei der ersten Probe, da der Druck der stehenden Wassersäule viel gewaltiger war als gedacht. Verbesserungen an jenen Holzröhren führten zu keinem Erfolg: Die Wasserleitungen platzten erneut. Daraufhin ließ der König zwei Schilder malen und vor den Wohnungen seiner Fontänenbaumeister Heintze und Boumann aufstellen: Zunächst sah man nur schöne Ansichten des Hönebergs. Kaum hatte es aber einmal heftig gewittert und geregnet, war die äußere Schicht Wasserfarbe und mit ihr die Landschaftsmalerei abgewaschen und es zeigten sich zwei lebensgroße, in Öl gemalte Esel. Darunter stand: »Hollaandse Fonteynen maakers!«

Dem alles andere als genialen Fontainier Heintze schienen diese Schildereien von keiner günstigen Vorbedeutung zu sein. Gerade wollte er beim König um seinen Abschied anhalten, da erhielt er ihn ohne weitere Umstände durch den Tod. Er starb aus Gram über die königliche Rohheit.

Boumann ließ immerhin noch gusseiserne Rohre machen, bevor er die Arbeit an den Brunnenmacher von Osten abgab, der ohne nennenswerte Verdienste, sei's im Guten, sei's im Bösen, bald seinem Nachfolger George Platz machte.